

Rituale und die neuen Medien

Nathan Mitchell

In seinem Buch *Figuring the Sacred* bemerkt der Philosoph Paul Ricœur: „Religiöse Traditionen benutzen eine seismächtige Sprache und seismächtige Bilder, um in helles Licht zu rücken, was die Menschen im Letzten angeht – unsere Fragen nach dem Sinn des Lebens, unsere Konfrontation mit dem Tod, unsere Anstrengungen, sich im Universum heimisch zu fühlen. Die Welt des Einzelnen wie die der sozialen Gebilde (in die wir eingebunden sind) bleibt unterentwickelt und verkümmert, da wir keine öffentliche Symbolsprache mehr haben, die sowohl die Gebrochenheit wie die Spuren einer Transzendenz in unserem Leben anspricht.“¹

Ricœurs Sorge um das Schicksal religiöser Sprache und ritueller Symbole in heutigen Kulturen ist nach wie vor hochaktuell. Die „informationelle Revolution“, die unser modernes Leben in so vielen Dingen radikal umgestaltet (zumindest in den westlichen industrialisierten Ländern), stellt klar erkennbare neue Herausforderungen an unsere Fähigkeit, auf eine „öffentliche Symbolsprache [zu hören], die sowohl die Gebrochenheit wie die Spuren einer Transzendenz in unserem Leben anspricht“. Dieser Beitrag wird schwerpunktmäßig die Art und Weise aufzeigen, wie die informationelle Revolution sich bereits auf unsere Erfahrung und unser Verständnis christlicher Rituale auszuwirken beginnt.

Das Wort, das Web und die Welt

Vor einigen Jahren brachte das *New York Times Sunday Magazine* eine kurze Notiz unter der Überschrift „Religion: Vernetzt mit den Mönchen“². Sie beschrieb, wie das *Monastery of Christ in the Desert* (Neu Mexiko) die Initiative ergriffen hatte, einige der technischen Neuerungen auch praktisch umzusetzen. Die *Times* berichtete, dass ein Mönch, früher Computerprogrammierer, im Begriff stand, „für Katholiken eine weltweite virtuelle Gemeinschaft – so etwas wie ein buntes Kaleidoskop à la *America Online* – aufzubauen, wo man E-Mails verschicken, Nachrichten austauschen und auch miteinander plaudern könnte.“ Auf den Weg gebracht sei auch schon ein weiteres Projekt, so fuhr der Bericht fort, das „die Liturgie der Wüstenmönche im Netz zugänglich machen soll“, so dass „jedermann, jederzeit und an jedem Ort mit den Mönchen beten, sie sehen und hören könnte, die dann freilich in der Kapelle nicht mehr die üblichen Chorbücher, sondern Flachbildschirme von IBM benutzen würden“³.

Dieses ehrgeizige Vorhaben scheint wohl nicht umgesetzt worden zu sein, doch die bloße Tatsache, dass man solches in Erwägung gezogen hatte, zeigt, dass wir nicht nur das Tor in ein neues Jahrhundert bzw. Jahrtausend aufgestoßen haben, sondern in eine neue Ära der Kommunikationstechnologie eingetreten sind, wodurch unsere Art, Gottesdienst zu feiern, bereits neue Formen annimmt - und zwar ebenso sicher, wie das im Gefolge der Drucktechnik im späten 15. und 16. Jahrhundert geschah. Und in der Tat, so deutet der Verfasser des erwähnten Artikels an, werden vielleicht die Katholiken in Zukunft, „nicht mehr einer Ortsgemeinde“, sondern einer „weltweit vernetzten Gebetsgemeinschaft“ angehören, und dort ihre „Kirche am Ort“ vorfinden. Das werde zu einem „neuen Verständnis von Gemeinschaft führen“ und sich auf die „organisatorische Gestalt der Kirche bis in die Grundfesten hinein auswirken“⁴.

Es ist wohl kaum zu bezweifeln, dass die informationelle Revolution, die sich gegenwärtig vollzieht, von ebenso großer Tragweite sein wird wie die industrielle im 18. und diejenige Gutenbergs im 15. Jahrhundert. Dennoch möge man zur Kenntnis nehmen, dass es einen realen, historischen Zusammenhang gibt zwischen den modernen Internet-Websites und jenen mittelalterlichen Schreibstuben der Mönche, die so ziemlich alles produzierten, angefangen von herrlich ausgemalten Bibeln bis hin zu den Abschriften pikanter Verse des römischen Dichters Martial. Wie Computerexperten schon lange beobachtet haben, sind diese Seiten des Netzes durch *Hyperlinks* weltweit miteinander verknüpft - Worte, Sätze oder Grafiksymbole, die mit einem einzigen Mausclick eine andere Seite auf dem Bildschirm aufrufen - eine Seite, die vielleicht von einer Bibliothek Tausende von Meilen entfernt produziert worden war.

Die Vorläufer dieses rechnergestützten Hyperlink-Systems finden sich bereits in jenen handgeschriebenen, wunderbar illuminierten Bibeln, welche die mittelalterlichen Mönche in ihren Skriptorien mit großem Eifer immer wieder abschrieben. Die Bibel war in der Tat das erste Buch, das durch ein internes System von Querverweisen in sich vernetzt war - Randbemerkungen oder Glossen, die den Leser von einer Stelle auf eine andere verwiesen, auf einen Text, der unter Umständen schon viele Jahrhunderte früher geschrieben worden war. Jene *Marginalia* der Bibel waren die entfernten Vorfahren dieses jedem PC-Benutzer so vertrauten Verweis-Systems. Beide Systeme, die biblischen Glossen und die Hyperlinks moderner Computer, könnten sehr wohl zwei menschliche Erfindungen sein, die, wenn auch zeitlich Jahrhunderte voneinander getrennt, eine gemeinsame Intuition verbindet, dass nämlich alles in der Welt irgendwie „zusammenhängt“, dass es kein Ereignis, keine Tatsache, kein Datum gibt, das nicht mit jedem anderen verknüpft wäre.

So gesehen kann die durch Computer vorangetriebene informationelle Revolution durchaus als eine „Gute Nachricht“ betrachtet werden. Die Fähigkeit, Menschen im Netz miteinander zu verbinden - sie mit lebenswichtigen Informationen zu versorgen, mit Ressourcen und untereinander in Kontakt zu bringen -, ist mit Sicherheit eine gute Sache. Die moderne Informationstechnologie gibt uns wie noch nie zuvor in der Geschichte die Möglichkeit, Menschen mit Menschen in

Verbindung zu bringen, sie mit dem Geschehen der Vergangenheit und mit einem unerschöpflichen Strom von Ideen, Informationen, Bildern, Kulturen, Kunstwerken und Erzeugnissen zu verknüpfen. Hyperlinks verfügen über ein unvorstellbares Potential, unser persönliches und öffentliches Leben neu auszurichten.

Doch es gibt auch eine negative Seite in diesem Prozess der informationellen Revolution, wie jeder bestätigen kann, der sich schon einmal über öffentlich und lautstark benutzte Handys geärgert hat. Die Menschen sind zwar wirklich miteinander *verbunden* – doch ihre Verbindung ist häufig genug von banaler Natur, vorübergehend, zerbrechlich und ohne Bestand. Mit wenigen „Klicks“ kann im weltweiten Netz eine Seite aufgebaut – oder gelöscht werden. Ein Teenager mit ein bisschen Erfindungsgabe und Zeit kann, wenn er sich als Hacker betätigt, mit bloßen Händen in die gespeicherten Daten eines hochkomplizierten Banksystems eindringen oder Verschlusssachen aus einem geheimen nationalen Sicherheitssystem „abrufen“.

Und ein weiterer Faktor muss in Betracht gezogen werden. Das „Hyperlink“-System biblischer Randbemerkungen (*marginalia*) war von seinem Ansatz her ein *öffentliches* System, zeitlich fest verankert und jedermann zugänglich, der lesen und schreiben konnte und es erkunden wollte. Außerdem wurde die Bibel in den Händen und Herzen der Gläubigen nicht als bloße Ansammlung unpersönlicher Botschaften wahrgenommen, sondern als Aufzeichnung von *Verheißungen* eines *personalen* Gottes an ein *ganz bestimmtes* Volk. Im Gegensatz dazu ist der moderne Gebrauch der Hyperlinks im Internet eine weitgehend auf den Einzelnen beschränkte, private und unpersönliche Angelegenheit.

Auf diese Weise verändert das Internet nicht nur unsere *Zugangsweise* zu Informationen; es verändert auch unsere *Lesegewohnheiten*. Schauen wir uns zunächst einmal an, wie frühere Generationen von Christen das „Lesen“ der Bibel als ein Ritual verstanden haben. Wir sollten nicht vergessen, dass die Bibel ursprünglich nicht nur ein „Text“ war, sondern eine Art „Tabulatur“, so wie eine Musikpartitur, die für die Aufführung gedacht war. Der Text sollte nicht nur mit den Augen leise für sich gelesen und mit dem Verstand erfasst, sondern mit den Lippen artikuliert, ausgesprochen, gesungen und gehört werden. Bei einer solchen *Aufführung* der Bibel kam eine Art von „Demokratie“ des Lesens zustande, an der Sprechende und Hörende sich in gleicher Weise beteiligen konnten. Jahrhundertlang wurde im Westen das Lesen als Aktivität einer *Gemeinschaft* verstanden, als *motorische* Tätigkeit, die den ganzen Körper in Anspruch nahm, wo Lippen, Zähne, Speichel und Zunge sich bewegten. Lautes Lesen war die Art und Weise, wie *Sinngehalte* und *Erinnerungen* einer Person (oder Gemeinschaft) mit *Bewegung* verknüpft wurden. Das ist auch eine der Bedingungen, die der Bibel ihre unglaubliche Wirkkraft gab, soziale Strukturen aufzubrechen.

So kann man durchaus den Standpunkt vertreten, dass zum Beispiel die Abschaffung der Sklaverei in den Vereinigten Staaten nicht bloß eine Folge sozioökonomischer Zwänge Mitte des 19. Jahrhunderts war, sondern sich auch (und das ist ungleich wichtiger) der Tatsache verdankt, dass die Quäker und andere fromme Frauen und Männer den *Zusammenhang*, die unlösliche Verknüpfung

begriffen hatten, die zwischen Ex 13,21 (wo Gott in einer Wolkensäule bei Tag und einer Feuersäule bei Nacht vor dem Volk herzog) und dem Ersten Korintherbrief besteht, wo Paulus zwischen der Befreiungstat des Mose und dem befreienden Handeln Jesu eine Parallele zieht.

Für die Gegner der Sklaverei waren die Konsequenzen dieser Verknüpfung völlig klar: *Christen sind moralisch verpflichtet, in je ihrer Zeit und an ihrem jeweiligen Ort die Befreiungstat des Mose immer wieder neu umzusetzen*. Solange auch nur ein Volk oder eine einzelne Person versklavt ist, so lange bleibt die Verheißung von Gottes befreiendem Heilshandeln unvollendet. Sich mit der Sklaverei *abzufinden* (sei es als ihr Opfer oder Verursacher) heißt nichts anderes, als sich den Truppen Pharaos anzuschließen. Sie zu bekämpfen dagegen bedeutet, den gleichen Imperativen Folge zu leisten wie Mose und Jesus es getan hatten. Mit einem Wort, das Verknüpfungssystem der Bibel verband die Menschen gerade auch körperlich miteinander; die Verbindungen, die sie schuf, waren physisch und mit Händen fassbar, die Botschaft, die sie ausrichtete, war eine ethische und moralische Botschaft. Darüber hinaus ging man davon aus, dass *sowohl die Bibel wie die Menschen ihre Versprechungen auch körperlich-physisch einhalten könnten*. Wie ein menschlicher Körper konnte die Bibel hochgehoben, festgehalten, gewendet, ans Herz gedrückt, geküsst, in Licht und Weihrauch gehüllt werden – wie das ja in der Feier der Liturgie auch geschah.

Heute hat sich unser Leseverständnis dramatisch verändert. Zunächst einmal hat sich die „geschriebene Seite“ zum „Bildschirm“ gewandelt, auf dem wir ganz nach Belieben „schalten und walten“ können. Wir können Dateien nach Gutdünken „speichern“ oder „löschen“. Wir können ganze Bücher mit wenig mehr als *einem* Mausklick „einfügen“ oder „kopieren“. Ivan Illich hat es so ausgedrückt: „Heute ist das Buch nicht mehr die Grundmetapher unseres Zeitalters; es musste dem Bildschirm weichen. Der alphabetische Text ist inzwischen nur noch eine unter mehreren Arten des Kodierens von ‚Botschaften‘.“⁵ Die Buchseite ist nicht mehr so etwas wie eine „auf Pergament gemalte leuchtende Ikone“ (wie im Zeitalter biblischer Buchmalerei), sondern „der moderne Leser nimmt die Seite als Platte wahr, die seinen Verstand mit Zeichen versieht, und er erlebt seinen Verstand als Bildschirm, auf den die Seite projiziert wird und von dem sie mit einem Knopfdruck wieder ausgeblendet werden kann“⁶. Daher geht auch eine von der Computertechnologie vorangetriebene Kultur mit Seiten ganz anders um als das traditionelle christliche *Ritual*. Die Liturgie denkt tendenziell

Der Autor

Dr. Nathan Mitchell studierte Klassische Philologie, Religionswissenschaft und Theologie. Promotion in Theologie 1978. An der Universität von Notre Dame leitet er am Zentrum für Pastoral und Liturgie die Forschungsabteilung, zugleich ist er Professor für Liturgiewissenschaft an der theologischen Fakultät. Veröffentlichungen u.a.: *Cult and Controversy* (Collegeville 1982); *Eucharist as Sacrament of Initiation* (Chicago 1994); *Liturgy and the Social Sciences* (Collegeville 1999); *Real Presence: The Work of Eucharist* (Chicago 2001). Seit 1991 erscheint seine Kolumne „The Amen Corner“ in jeder Ausgabe des „Worship magazine“. Anschrift: University of Notre Dame, Center for Pastoral Liturgy, 441 Malloy Hall, Notre Dame, IN 46556, USA. E-Mail: Nathan.D.Mitchell.2@nd.edu.

immer noch von der Seite eines sakralen Buches so, als sei sie eine verkörperte Ikone. Auch wenn moderne „Evangelienbücher“ es mit Meisterwerken wie dem *Irish Book of Kells* (um 800 unserer christlichen Zeitrechnung in der Grafschaft Meath immer wieder abgeschrieben) nicht aufnehmen können, werden sie liturgisch gesehen immer noch wie besonders verehrungswürdige Gegenstände behandelt. So bleibt die Seite des Evangelienbuches (auch ohne farbenprächtig ausgemalt zu sein) Teil der rituellen Handlung einer christlichen Gemeinde. Sie wird feierlich in Weihrauchwolken gehüllt und geküsst und so in der Liturgie immer noch als „heiliger Gegenstand“ dargeboten, „der [...] feierlich umhergetragen, mit Weihrauch geehrt, von einer besonderen Kerze beleuchtet wird [...] ein Objekt der Anbetung“⁷.

Der Einfluss der informationellen Revolution auf die Liturgie

Daher setzte der traditionelle römisch-katholische Ritus dem kulturbedingten Wandel der Buchseite von kunstvoll gestalteten Schriftzeichen zu einem flimmernden Bildschirm bis heute Widerstand entgegen. Hier würden viele Kommentatoren geltend machen, dass bei diesem Wettbewerb zwischen Kirche und Kultur die Kultur allem Anschein nach immer mehr die Oberhand gewinnt, so wie im 16. Jahrhundert das gedruckte Buch die handgeschriebenen Manuskripte verdrängte. Vielleicht ist es eine Ironie der Geschichte, dass gerade jenes Konzil, auf das sich viele neokonservative Katholiken als einen Pfeiler der Orthodoxie berufen – nämlich das Konzil von Trient – die „führende“ Technologie seiner Zeit bereitwillig angenommen hatte. Als Folge davon waren alle neu aufgelegten nachtridentinischen liturgischen Bücher (angefangen vom Brevier von 1568 bis hin zum Rituale von 1614) Druckausgaben. Und schließlich kam es durch die Erfindung der Drucktechnik zu den offiziellen Ausgaben liturgischer Bücher, den so genannten *editiones typicae*, die dann als Standard für alle weiteren Drucktexte zum Vergleich herangezogen werden konnten. Das diente natürlich auch dem kirchlichen Ziel, eine echte „globale“ Liturgie einzuführen, die in allen Diözesen und Pfarreien in gleicher Weise gefeiert werden würde.

So ist die informationelle Revolution, die wir gegenwärtig erleben, wohl kaum die erste technische Innovation, mit der die Kirche sich konfrontiert sieht. Blicken wir zurück: Es gab die geistigen und künstlerischen Umbrüche im Zeitalter der Renaissance, die Europa im 12. Jahrhundert überrollten und die zum Teil durch die Berührung des Christentums mit anderen Kulturen als Folge der Kreuzzüge ein „Erwachen“ hervorriefen. Diese Renaissance des 12. Jahrhunderts führte nicht nur zu neuen Formen christlicher Architektur (es entstand die Gotik), sondern auch Manuskriptseiten erhielten, was die visuelle Anordnung des Textes angeht, ein neues Gesicht, um der „neuen Gelehrsamkeit“ scholastischer Philosophen und Theologen entgegenzukommen. Sodann kam es im späten 15. Jahrhundert gleich zu zwei weiteren bahnbrechenden Veränderungen: den Ent-

deckungen des Kopernikus in der Astronomie und zu Gutenbergs Erfindung des Buchdrucks mit beweglichen Lettern. Und nicht zu vergessen ist schließlich die industrielle Revolution, die Mitte des 18. Jahrhunderts in England begann und sich rasch über den ganzen Kontinent bis in die Neue Welt hinein ausbreitete.

Diese drei Umbrüche hatten im Westen tiefgreifende Strukturveränderungen zur Folge: in Denken, Handel, Politik, Religion sowie in der Wirtschaft - ganz abgesehen von den Produktionsmethoden und im Gefolge davon vom Verhältnis der Arbeiter zum Produkt ihrer Arbeit. So änderte die zuvor erwähnte Renaissance des 12. Jahrhunderts auch die visuelle Text- und Bildgestaltung einer handgeschriebenen Seite: Sie war keine Tabulatur mehr (eine Partitur für die Stimme zur *öffentlichen* Aufführung wie die Seiten der Evangelienbücher), sondern wurde zum Text (einem *technischen*, für das *Denken* bestimmten Werkzeug). Die Seiten waren nicht mehr kunstvoll ausgemalt, keine farbenfrohen Ikonen mehr, wie sie im *Book of Kells* wie in einem Schrein aufbewahrt wurden; sie waren zur „Bühne“ geworden, auf der „Schulmeister“, Universitätsprofessoren, die mittelalterlichen „Scholastiker“ (vertreten u.a. durch Albertus Magnus, Bonaventura und Thomas von Aquin) ihre Dispute „aufführten“ und Argumente austauschten.

Der neue „Text“, der so im 12. und 13. Jahrhundert Gestalt annahm, war ein Produkt des Geistes und Denkens anstelle rituell festgelegten Tuns und ritualisierter Bewegung. Die gesamte Vorstellung von einem „Text“ hatte sich *von der physisch greifbaren und gemalten Seite völlig gelöst*. Ein Text musste nicht länger in einer physikalischen Realität verankert sein; er konnte gleichsam über der Seite „schweben“ und im Dienste von Argumenten, die Gelehrte und Disputanten untereinander austauschten, nach Belieben manipuliert werden. Er war keine „Partitur zur stimmlichen Aufführung“ mehr, sondern ein Werkzeug, das bearbeitet und als Waffe eingesetzt werden konnte, um auf die Argumente des Gegners einzuschlagen oder sie zu „zerpfücken“.

Texte begannen, ein eigenständiges Leben anzunehmen - *privat* und ganz für sich, ein Leben in der Welt des Geistes, im Denken und Erkennen, ein Leben, das mehr dem einzelnen Individuum als einer Gemeinschaft von Gelehrten angehörte. Texte lösten sich von ihrer physikalischen Grundlage (der illuminierten Seite, dem kunstvoll ausgemalten Buch) und begannen, ein Eigenleben zu führen, was wir heute als „virtuelle Realität“ bezeichnen würden. Als Folge davon hat sich auch unsere Beziehung zu dem, „was *ist*“ und „was *wirklich* ist“, von Grund auf gewandelt. Was wir *denken*, ist für uns „wirklicher“ geworden als das, was wir *empfinden* oder *fühlen*. *Denken* war nun dem Handeln überlegen, Erkenntnis und Gedanke hatten einen höheren Rang als die Tat und das Tun.

Mindestens 800 Jahre lang haben wir uns im Westen daher stetig auf das World Wide Web zu bewegt, wo Texte auf einem Bildschirm gleichsam als elektronisches Gewebe „herumgeistern“ und wo in Jahrhunderten hart erarbeitete Einsichten mit einem Klick auf der Tastatur oder einer Mausbewegung beliebig gestrichen bzw. gelöscht werden können. In diesem Zusammenhang möchte ich darauf hinweisen, dass die großen technischen Entwicklungen bzw. Errungenschaften des zweiten Jahrtausends seit Mitte des 20. Jahrhunderts immer

rascher aufeinander folgen. Heute nun, wo das dritte Jahrtausend sich vor uns auftut, stehen wir Christen vor fünf Herausforderungen:

Als erstes (1.) verschieben sich als Folge der technologischen Innovation Autorität und Macht mit all ihren - sozialen, politischen, wirtschaftlichen, moralischen und religiösen - Ausprägungen *weg vom Zentrum und hin zur Peripherie*; sodann (2.) hat sich unsere Erfahrung, was „Zugehörigkeit“ (zu einer Gemeinschaft oder Tradition) eigentlich bedeutet, radikal gewandelt; drittens (3.) verblasst immer mehr der Unterschied zwischen „öffentlich“ und „privat“ (in Sachen des Glaubens und des menschlichen Verhaltens); viertens (4.) wird es für die Träger von Autorität an der Spitze oder im Zentrum immer schwieriger, den *Inhalt* bzw. *Zugang* zu Informationen zu kontrollieren und einer Zensur zu unterwerfen, da sich in unserer heutigen Welt immer weniger geheim halten lässt; und schließlich (5.) befinden sich unsere Begriffe von „Gemeinschaft“ und „gottesdienstlicher Versammlung“ in einem Prozess der Veränderung. Wie die anfangs zitierte *New York Times* es ausdrückte, können Katholiken in Zukunft „ihre ‚Gemeinde‘ als eine weltweit vernetzte Gebetsgemeinschaft ansehen“. In den folgenden Ausführungen möchte ich nun jede dieser fünf Herausforderungen im Einzelnen näher untersuchen.

1. Macht und Autorität

In archaischen bzw. traditionellen Kulturen (wie zum Beispiel im alten Israel) *fließen Macht und Autorität tendenziell auf ein Zentrum hin* - auf einen charismatischen Führer, auf die Heimat, einen Stammesverband, Monarchen, den Tempel oder eine Priesterschaft - und schließlich auf ein Buch (die Tora, den Tanakh). Doch in der Welt des Internets und des Web *fließen Macht und Autorität vom Zentrum weg und hin zur Peripherie und zu den Rändern*. Es ist kaum zu bezweifeln, dass durch die moderne Informationstechnologie - angefangen vom Personalcomputer bis zum Mobiltelefon, die Videobilder in Echtzeit übertragen - sich ein neuer Gemeinschaftsbegriff gebildet hat, und genau dieser Vorgang wird die traditionelle Struktur der Kirche in ihren Grundlagen erschüttern.

In den letzten zwanzig Jahren haben wir - als römische Katholiken natürlich - genau das Gegenteil erlebt: Rom arbeitete fieberhaft daran, Autorität wieder ins Zentrum zu verlagern, Kontrolle wieder herzustellen und den Ansprüchen päpstlicher Macht und päpstlichen Ansehens neue Geltung zu verschaffen. Viele Kurienkardinäle sind wahrscheinlich der Meinung, dass sie das schaffen, doch ich fürchte, sie irren sich. Wenn schon ein Schüler der sechsten Klasse in einer drittklassigen Schule in Baltimore im Internet die Formel zum Bau einer Atombombe ausfindig machen oder eine Methode aufspüren kann, mit Hilfe des World Wide Web in die Geheimdateien des Pentagons einzudringen, dann heißt das mit Sicherheit eines: Macht hat sich vom Zentrum an die Peripherie verlagert! Wir Katholiken sind gegenüber solchen Machtverschiebungen nicht immun.

Das mag auch *ein* Grund sein, warum amerikanische Katholiken dem Papst als „Berühmtheit“ zwar großes Wohlwollen entgegenbringen, aber seinen Äußerungen zu vielen „moralischen Fragen“ (etwa zur Empfängnisverhütung, Fami-

lienplanung oder zur Legitimität der Todesstrafe usw.) nur wenig Beachtung schenken. Die traditionelle katholische Morallehre beruhte ja schließlich auf einer Kontrolle des Zugangs zu Informationen, wobei „Experten“ (Priester, Bischöfe und in geringerem Umfang auch Eltern) den Gläubigen das Wissen und die Fähigkeit vermittelten, die richtigen (und sittlich guten) Entscheidungen zu treffen. Doch das Internet macht ein solches Vermittlungssystem weitgehend überflüssig. Ein Jugendlicher, der in Sachen menschlicher Sexualität (sei es zum Guten oder Schlechten) eine Orientierung wünscht, kann sie sich viel leichter aus dem Netz holen als von einem Priester oder den Eltern – ganz zu schweigen vom Papst.

2. Zugehörigkeit

Zweitens hat sich unsere Einstellung gegenüber der „Zugehörigkeit“ gewandelt. In den ersten zwei Jahrtausenden handelte die Kirche nach dem Prinzip, wenn Menschen „körperlich“ in die Kirche gehen, wird ihr Geist schon allmählich nachfolgen! So hat die Kirche darauf gepocht, dass der sonntägliche Gottesdienstbesuch die wesentliche Form sei, wie Katholiken ihre Zugehörigkeit zur Kirche zum Ausdruck bringen. Auf vielerlei Weise war dieses Prinzip das „Grundgestein“ unseres katholischen Ritualsystems.

Rituale gehen, so sagen wir häufig, vom *Körper* aus, dem *Sensorium*. Wir taufen nicht den Neokortex, wir taufen den ganzen Körper, jenes zitternde Bündel von Nerven, Blut, Muskeln und Sehnen, von menschlichen Emotionen und Gefühlen, von Hoffnungen und Zweifeln. Wir gehören einem Volk gerade deshalb an, weil wir uns einem *Leib* zugehörig fühlen. In der Eucharistiefeier empfängt der Leib Christi, die christliche Gemeinde, die sich *am* und *um den Tisch herum* versammelt, den Leib Christi, der *auf* dem Tisch gegenwärtig ist. Das ist es, was wir glauben. Doch wenn die Menschen sich auf einmal bewusst werden, dass sie „virtuellen Gemeinschaften“ und Chatrooms im Netz *angehören* können, ohne ihr Haus verlassen zu müssen – was dann? Ist die regelmäßige Teilnahme an einem gottesdienstlichen Ritual wirklich notwendig? Je nach dem, wie wir auf diese Frage antworten, wird die künftige katholische Liturgie Gestalt annehmen.

3. Privat und öffentlich

Eine dritte Herausforderung ergibt sich daraus, dass in allen Bereichen menschlichen Lebens die Grenze zwischen „privat“ und „öffentlich“ immer mehr verschwimmt. In den Vereinigten Staaten trat dieses Verschwimmen im Amtsenthebungsverfahren (einem öffentlichen Ereignis) des früheren Präsidenten Clinton, der eines (privaten) sexuellen Fehlverhaltens beschuldigt worden war, besonders deutlich in Erscheinung. Das Internet unterscheidet natürlich nicht scharf zwischen tatsächlicher und fiktiver Wirklichkeit, Wahrheit und Unwahrheit, Tugend und Laster, zwischen Gut und Böse, öffentlicher Person und privatem lässlichen Sünder. Der Computer-Bildschirm ist ein großer „Gleichmacher“. Ein „Klick“ und man wird zum frommen Leser eines hebräischen Toratextes oder der Gebete Isaaks des Blinden; einige weitere Klicks und man schaut sich an, was euphemi-

stisch „Unterhaltung für Erwachsene“ genannt wird. Und während man solche Dinge liest oder anschaut, kann es gut sein, dass andere *einen selbst* beobachten – die eigenen Kreditkartentransaktionen zurückverfolgen, die eigenen Kaufgewohnheiten analysieren und die Portfolioinvestition überwachen. In der Tat weiß heute ein jeder, dass bei allen computergesteuerten Suchvorgängen sehr kleine Informationseinheiten, sogenannte *cookies*, als „stille Beobachter“ mit im Spiel sind. *Cookies* sind Dateien, die, ohne dass man es merkt, die Spur eines Benutzers im Netz verfolgen können. Öffentlich und privat – diese Unterscheidung darf man im Internet getrost vergessen. Natürlich wirft diese Tatsache für eine religiöse Tradition gewaltige Probleme auf, eine Tradition zumal, die über zwei Jahrtausende hindurch das „innere Heiligtum des Gewissens“ als letzte moralische Instanz betrachtet und das „Beichtsiegel“ als absolut sakrosankt hingestellt hat.

4. Inhalt und Zugang

Die angeführten Beispiele machen deutlich, wie schwierig es heute für die religiöse Autorität ist, den Zugang *zu* und den Inhalt *von* Informationen über den Glauben und das (moralische) Verhalten zu kontrollieren. Der Katechismus der römisch-katholischen Kirche erklärt zwar: „Das Lehramt muss das Volk vor Verirrungen und Glaubensschwäche schützen und ihm die objektive Möglichkeit gewährleisten, den ursprünglichen Glauben irrtumsfrei zu bekennen“⁸; doch in einer Welt, wo Informationen im Internet für *jedermann* greifbar sind, die sich als „katholische Lehre“ ausgeben, aber mit dem wirklichen Kern unserer Tradition herzlich wenig zu tun haben, ist das leichter gesagt als getan.

5. Gemeinschaft

Schließlich formt sich durch die neuen Techniken, von denen wir buchstäblich „umzingelt“ sind, in uns ein grundlegend neues Verständnis vom Wesen einer „Gemeinschaft“ heraus. In den Vereinigten Staaten vor allem hat sich, historisch gesehen, die katholische Identität an zwei Merkmalen festgemacht: am Einwandererstatus und an der ethnischen Zugehörigkeit. Wer von uns eine irische Herkunft in Anspruch nimmt, kann zum Beispiel bestätigen, dass unser ethnisches und religiöses Erbe von der Großen Hungersnot des 19. Jahrhunderts in Irland – und den darauffolgenden Einwanderungswellen geprägt war. Für Einwanderer hatte die katholische Identität mit dem Ritual ethnischer Zugehörigkeit ebensoviel zu tun wie mit den *offiziellen* Ritual von Wort und Sakrament, das in der Kirche gefeiert wurde. In der Tat, das war der Genius des Katholizismus: Er hat über mehr als zwei Jahrtausende hindurch die erstaunliche Fähigkeit an den Tag gelegt, die Zugehörigkeit zu einer *globalen* religiösen Gemeinschaft über die Treue ihrer Mitglieder zu einer *bestimmten ethnischen Gemeinschaft* zu fördern und sie so zusammenzuhalten.

Doch diese Zeit dürfte wohl vorbei sein. Selbst Katholiken aus jüngeren Einwanderungen – die vietnamesischen Landsmannschaften in amerikanischen Großstädten zum Beispiel – haben sich rasch in die amerikanische Kultur integriert (auch wenn ihr religiöses Erbe vom vorkonziliaren Katholizismus der franzö-

sischen Kolonialherren in Südostasien geprägt war). So unterhöhlen das Web und das Internet nach und nach das traditionelle „ethnische“ oder gar „ideologische“ Verständnis von Gemeinschaft.

All das mag sich anhören wie ein Alptraum. Man gewinnt den Eindruck, als ob mit dem Web bzw. Internet ein neues Reich des Bösen heraufziehe, eine anonyme, in geistiger Hinsicht agnostische Perversion des traditionellen Glaubens, seiner Werte und Rituale. Doch das muss keineswegs so sein. Im Gegenteil, die *positiven* Möglichkeiten der modernen Informationstechnologie wiegen ihr Potential, moralisches Unheil anzurichten, bei weitem auf.

Unsere Aufgabe als Christen besteht *nicht* darin, uns als Gegner des technischen Fortschritts zu gebärden, die gegen neue Technologien mit ihren Errungenschaften, ihrem Gepränge und ihren leider auch abscheulichen Auswüchsen „auf die Barrikaden zu gehen“. Das Zweite Vatikanische Konzil rief uns nicht dazu auf, die Kultur abzulehnen oder mit ihr in Wettbewerb zu treten, sondern gemeinsam mit ihr nach der Wahrheit und den tragenden Werten, nach dem österlichen Geheimnis und dem (letzten) Sinn allen Seins zu suchen. *Gaudium et Spes* drückt es so aus: „[Wir] müssen [...] festhalten, dass der Heilige Geist allen die Möglichkeit anbietet, diesem österlichen Geheimnis in einer Gott bekannten Weise verbunden zu sein.“⁹ Kurz gesagt, wir müssen uns eingestehen, dass Gott auch *durch* die informationelle Revolution wirken kann – und nicht nur *an ihr vorbei*.

¹ So wiedergegeben von Mark I. Wallace in seiner *Introduction* (1–32) in dem von ihm herausgegebenen Sammelband von 21 Essays von Paul Ricœur, *Figuring the Sacred: Religion, Narrative, and Imagination*, Minneapolis 1995, hier 14–15.

² Vgl. *The New York Times*, 23. August 1998, 17.

³ Ebd.

⁴ Ebd.

⁵ Ivan Illich, *Im Weinberg des Textes: Als das Schriftbild der Moderne entstand. Ein Kommentar zu Hugos „Didascalicon“*, Frankfurt am Main 1991, 9.

⁶ AaO., 57.

⁷ AaO., 114.

⁸ Vgl. Deutsche Bischofskonferenz (Hg.), *Katechismus der Katholischen Kirche*, München 1993, 262.

⁹ GS 22, zit. n. Karl Rahner/Herbert Vorgrimler (Hg.), *Kleines Konzilskompendium*, Freiburg 1966, 470.

Aus dem Englischen übersetzt von Franz Schmalz